


Junge Akademie Magazin

- 
- Vier Thesen der Jungen Akademie
Zur Zukunft von Forschungsratings
 - Eine Welt in Schubladen und Gläsern
„Global Change“-Forschung
 - Meeting other minds

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	
Perspektive	4	Zur Zukunft von Forschungsratings <i>Vier Thesen der Jungen Akademie</i>
Essay	8	Welches Urheberrecht braucht die Wissensgesellschaft? <i>Auf der Suche nach einem integrativen Konzept</i>
Einblick	10	HUM – die Kunst des Sammelns <i>Symposium im Berliner Museum für Naturkunde über eine versammelte Welt in Schubladen und Gläsern</i>
	14	Meeting other minds <i>Ein Workshop zum Fremdpsychischen</i>
Arbeit	16	Mut und Gestaltungswille <i>Interview mit Christiane Gaehtgens, Generalsekretärin der Hochschulrektorenkonferenz (HRK)</i>
	17	Trotz und mit Bologna <i>Interview mit der Ägyptologin und Orientalistin Verena Lepper</i>
Preisfrage	19	„Nehmen Sie die Wahl an!“ <i>Produziert die Wissenschaft noch Fragen?</i>
Köpfe	22	Die zehn „Neuen“ <i>Kurzporträts</i>
Tafel	26	Veranstaltungen/Publicationen
Impressum	27	



Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Wissenschaft lebt von der Spannung zwischen Kreativität und Ordnung. Die Jagd nach Erfindungen und Entdeckungen gehört ebenso zu ihr wie das Sammeln und Systematisieren (zumindest vorläufig) gesicherten Wissens. Nicht umsonst hat das „Experiment“, ein Hauptmerkmal neuzeitlicher Wissenschaft, bis heute den doppelten Wortsinn von Wagnis und Test behalten.

Von modernen Jägern und Sammlern handelt auch dieses Junge Akademie Magazin. Es berichtet von einem Symposium im Berliner Museum für Naturkunde, das gegenüber dem Entdeckerehrgeiz molekularbiologischer Grundlagenforscher eine Lanze für die Taxophilie botanischer Beinchen- und Borstenzähler brach. Der Beitrag über einen Workshop zum Fremdverstehen akzentuiert weniger die Ordnung der Dinge als vielmehr die Perspektivität des Beobachtens und veranschaulicht damit die Fruchtbarkeit interdisziplinärer Verständigung.

Wie Kreativität und Ordnung innerwissenschaftlich aufeinander bezogen werden, hängt stets auch von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab. In Zeiten elektronischer Informationstechnologien ändern sich die Formen der Wissensproduktion, -diffusion und -rezeption gewaltig. Matthias Leistner beleuchtet die neuen Anforderungen, die sich daraus für das Urheberrecht ergeben. Der Beschleunigung von Kommunikation entspricht die neue Logik der „Projekte“, die mittlerweile in Wirtschaft, Politik, individueller Lebensführung und eben auch in wissenschaftlicher Forschung und Lehre Einzug gehalten hat. Kein Jahr ohne Ranking, kein Semester ohne Evaluation. Die Junge Akademie befasst sich kritisch mit diesen Entwicklungen. Hier bezieht sie Stellung zur Pilotstudie Forschungsrating des Wissenschaftsrats, die in diesen Tagen veröffentlicht wird. Und Verena Lepper und Christiane Gaetgens geben Auskunft über die besonderen Folgen universitärer Umstrukturierungen für Kleine Fächer. Man kann

sich des Eindrucks nicht erwehren, dass wissenschaftspolitische Experimentierfreudigkeit wissenschaftlicher Kreativität nicht immer zuträglich ist.

In ihren eigenen Aktivitäten versucht die Junge Akademie das spannungsreiche Verhältnis von Kreativität und Ordnung stets neu zu gestalten. Eines ihrer Experimente ist die jährliche Preisfrage, die, anders als Preisfragen in der Blütezeit des Akademielebens, nicht unmittelbar auf wissenschaftliche Erkenntnis zielt, sondern, wie Jürgen Kaube in seinem Bericht über eine ungewöhnliche Wahl-Performance treffend sagt, in den vorakademischen Raum hinein. Die Junge Akademie experimentiert aber nicht nur, sie *ist* ein Experiment. Durch die jährliche Zuwahl von Mitgliedern erfindet sie sich stets neu. Schon die kurzen Porträts der zehn „Neuen“ in diesem Magazin deuten das hohe Anregungspotential wechselnder Gesprächskonstellationen zwischen großen und kleinen Disziplinen an. Gerade wegen ihres Strukturprinzips beständiger Selbsterneuerung darf gehofft werden, dass die Junge Akademie nicht „Projekt“ bleibt, sondern in der neuen Akademienlandschaft auch Institution wird.

Matthias Koenig

Sprecher der Jungen Akademie



Zur Zukunft von Forschungsratings

Vier Thesen der Jungen Akademie

Das deutsche Wissenschaftssystem ist in den vergangenen Jahren auf bislang ungekannte Weise von einer „Evaluitis“ befallen worden. Evaluationen bilden ein Kernelement des New Public Management, das an den Universitäten Einzug gehalten hat. Die Budgethoheit der Hochschulen, die leistungsorientierte Mittelzuweisung und die W-Besoldung mit ihren Zielvereinbarungen und Leistungskontrollen haben die klassischen Universitäten in Unternehmen verwandelt, die eigene Interessen an der Steigerung ihrer Produktivität und ihres Kapitals entwickeln.

Die Dramatik dieser Entwicklung ist hinlänglich bekannt.¹ Die Junge Akademie hat etliche damit verbundene Erscheinungen, wie etwa die Orientierung an drittmittelfinanzierter Verbundforschung, bereits nachdrücklich kritisiert und auf die im Vergleich zur ex-

post-Evaluation viel höhere Bedeutung guter Berufungsverfahren aufmerksam gemacht.² Dass die Weichenstellung in Richtung rein betriebswirtschaftlicher Managementmethoden für viele Bereiche der Wissenschaft problematisch ist, bleibt eine Überzeugung der Jungen Akademie. Gerade wenn der Zug einmal abgefahren ist, ergibt sich aber die Frage: Was tun? Die „Pilotstudie Forschungsrating“ des Wissenschaftsrats, deren erste Ergebnisse in diesen Tagen veröffentlicht werden, bietet eine willkommene Gelegenheit, sich mit diesem Problem zu befassen.

In seiner Pilotstudie hat der Wissenschaftsrat einige vielfach kritisierte Schwächen von Evaluationen überwunden. Zwei Einsichten zeichnen das exemplarisch für die beiden Fächer Chemie und Soziologie durchgeführte Forschungsrating aus. Erstens: Das Rating ist *multidimensional* angelegt; es erfasst verschiedene Aspekte der Qualität, des Impacts und der Effizienz von Forschung ebenso wie Nachwuchsförderung und Wissenstransfer. Zweitens: Das Rating ist *disziplinspezifisch* angelegt; die für das „informed peer review“ verantwortlichen Bewertungsgruppen haben je eigene quantitative und qualitative Indikatoren für die genannten Dimensionen gebildet. Schon jetzt scheint sich abzuzeichnen, dass

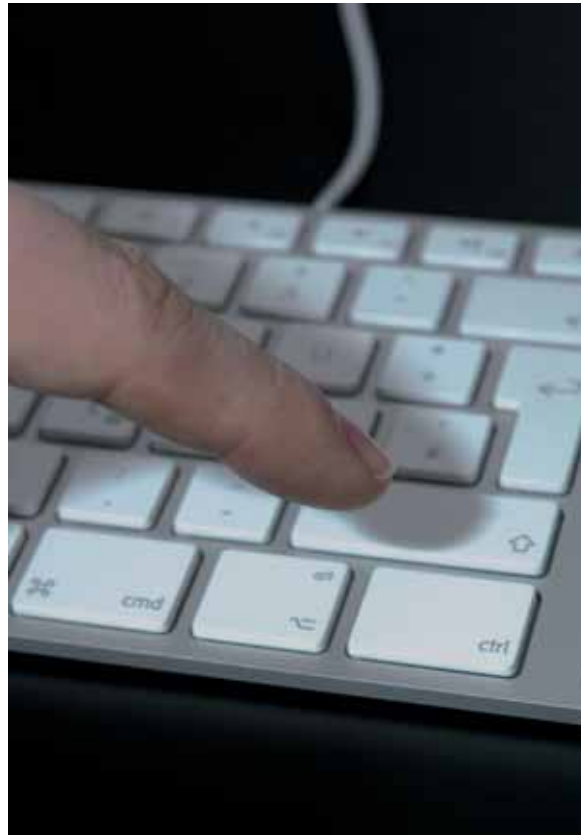
¹ Bruno Frey, „Evaluitis — eine neue Krankheit“, Working Paper No. 293, Institute for Empirical Research in Economics, University of Zürich, 2006; ähnlich der Beitrag von Margit Osterloh und Bruno Frey in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 21. Juli 2007; vgl. auch Richard Münch, Die akademische Elite, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007.

² Vgl. das Thesenpapier der AG Manieren!, „Wissenschaft als Betrieb und Norm(al)fabrik. Fünf Anmerkungen zur Wissenschaftsförderung“, Berlin, 2006; sowie Giovanni Galizia/Julia Fischer, „Konkurrenz und Kooperation. Zum Thema Berufungsverfahren in Deutschland“, Berlin, 2005.

dieses Forschungsrating eine Selbstverständigung der betroffenen Fächer über Standards angeregt hat. Nachdem die Ergebnisse der Pilotstudie vorliegen, stellt sich für den Wissenschaftsrat allerdings die Frage, ob Forschungsratings nun auch für andere Fächer konzipiert und in regelmäßigen Abständen durchgeführt werden sollten. Die folgenden Thesen verstehen sich als Beitrag zur Diskussion um diese Frage.

1. Evaluationen sollten Qualität, nicht Quantität beurteilen

Bisherige Evaluationen begnügen sich damit, das zu messen, was leicht messbar ist. Eingeworbene Drittmittel gehören ebenso dazu wie bibliometrische Angaben über die Anzahl von Publikationen, Zitationshäufigkeit etc. Diese Kennzahlen sind nicht nur weit von dem entfernt, was für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt eigentlich zählt, nämlich kreative Ideen, originelle Theorien und innovative Methoden. Sie schaffen auch – und dies wiegt noch schwerer – falsche Anreizstrukturen. So werden WissenschaftlerInnen ihre Forschungsprojekte wegen höherer Bewilligungschancen am Mainstream orientieren oder zur Verbesserung ihres Gehalts mehr publizieren, ohne dass dies zu nennenswerten Erkenntnisfortschritten beiträgt.³ Dies betrifft häufig auch NachwuchswissenschaftlerInnen, die sich nahezu permanent beurteilen lassen müssen. Wir wünschen uns daher Evaluationen, die sich an der inhaltlichen Qualität veröffentlichter Forschungsergebnisse orientieren und auch weiterhin das „Bohren dicker Bretter“ lohnend erscheinen lassen. Die in der Pilotstudie von der Bewertungsgruppe Soziologie gewählte Praxis, die jeweils besten Veröffentlichungen begutachten zu lassen, ist zwar aufwendig, liegt aber näher an den innerhalb einer scientific community geltenden Qualitätsstandards als die Kennziffern eingeworbener Drittmittel.



2. Evaluationen müssen disziplinspezifisch sein

Die bislang üblichen Rankings krankten an starren Kriterienkatalogen. Erkennbarer Erkenntnisfortschritt lässt sich jedoch nicht in allen Fächern gleichermaßen an Drittmitteln oder publizierten Artikeln in begutachteten Fachzeitschriften ablesen; in etlichen Geisteswissenschaften bleiben Monographien die wichtigsten Beiträge zum jeweiligen Fachdiskurs. Gerade wenn Hochschulleitungen, die in den seltensten Fällen einen kompetenten Überblick über das gesamte Fächerspektrum ihrer Universität besitzen, vernünftige und nachvollziehbare Entscheidungen über die Vergabe von Mitteln treffen wollen, bedürfen sie fachspezifischer, qualitätsbezogener Informationen statt allgemeiner und wenig aussagekräftiger Kennziffern. Wir möchten den Wissenschaftsrat daher unbedingt darin bestärken, den in der Pilotstudie gegangenen Weg fortzusetzen und disziplinspezifische Indikatoren zu bilden. Für einzelne Fächer, wie beispielsweise die Philosophie, könnte dies auch bedeuten, auf Drittmittel als Indikator vollständig zu verzichten.

³ Empirische Evidenz für diese Effekte lässt sich in Australien finden, wo die Einführung von monetären Anreizen für Publikationen zu einer Flut irrelevanter Veröffentlichungen führte; vgl. Linda Butler, „A list of published papers is no measure of value“, Nature 419 (2002): 877



3. Evaluationen sollten vorhandene Ressourcen berücksichtigen

Die Leistung von Forschungseinheiten wird in vielen Rankings an absoluten Kennziffern gemessen. Gerade bei quantitativen Indikatoren bedeutet dies eine deutliche Verzerrung zugunsten überdurchschnittlich gut ausgestatteter Institutionen, insbesondere großer Universitäten und außeruniversitärer Forschungseinrichtungen wie der Max-Planck-, Helmholtz- und Fraunhofer-Institute. Diese Unterschiede werden insbesondere dann noch verstärkt, wenn der zeitliche Einsatz in der grundständigen Lehre und damit der elementaren Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses unberücksichtigt bleibt. Die Aufnahme von Bewertungskriterien der Effizienz in der Pilotstudie des Wissenschaftsrats ist daher zu begrüßen. Wir fordern, dass zukünftige Evaluationen die (wie immer gemessenen) Forschungsleistungen stets in ein angemessenes Verhältnis zu den vorhandenen personellen, finanziellen und zeitlichen Möglichkeiten setzen; dies ist im Übrigen auch für die Familienverträglichkeit wissenschaftlicher Karrieren relevant.

4. Evaluationen sollten schlank sein und selten erfolgen

Der Aufwand für Evaluationen der Forschungseinheiten ganzer Fächer steht in keinem Verhältnis zu dem gewonnenen Informationsgewinn. Es werden enorm viel Zeit und Geld auf die Datenerhebung, die Datenauswertung und die Erstellung von Gutachten und Evaluationsberichten verwendet. Die Evaluierten selbst sowie die Gutachterinnen und Gutachter verlieren dadurch Zeit für die eigene Forschung. Der Wissenschaftsrat sollte die Pilotstudie nutzen, um zu prüfen, welche Indikatoren sich besonders gut für die fachspezifische Evaluation der Qualität von Forschung eignen und welche eher irrelevant sind. Nachfolgende Evaluationen könnten vor diesem Hintergrund schlanker ausfallen. Sie sollten, zumal angesichts der ambivalenten Erfahrungen mit dem Research Assessment Exercise in Großbritannien, auch möglichst sel-



ten stattfinden. Und sie sollten stets Rechenschaft über das Verhältnis von Kosten und (vermutetem) Nutzen abgeben.

Nur wenn man diesen vier Vorschlägen folgt, werden Forschungsratings die Informationsbasis von Universitätsleitungen und Ministerien und damit (hoffentlich) auch deren Entscheidungen über die Verteilung von Mitteln innerhalb und zwischen Universitäten verbessern können. Würden sich Evaluationen streng an innerfachlichen Qualitätskriterien und institutionellen Voraussetzungen von Kreativität orientieren und sich nicht dem Diktat messbarer Kennziffern unterwerfen, könnten sie dazu beitragen, dass die skurril anmutende Phase der Selbstverstümmelung akademischer Freiheit beendet und der Begriff guter Wissenschaft wieder dorthin gegeben wird, wo er hingehört, nämlich in die Republik des Geistes.

- Bettina Beer, Michael Boutros, Julia Fischer, Matthias Klatt, Matthias Koenig, Thomas Koop, Melanie Schnell, Christine Silberhorn

Zur Zukunft von Forschungsratings veranstaltet die Junge Akademie am 21. April 2008 in Berlin eine öffentliche Podiumsdiskussion (siehe auch S. 26).

Ansprechpartner: Matthias Koenig & Thomas Koop

Welches Urheberrecht braucht die Wissensgesellschaft?

Auf der Suche nach einem integrativen Konzept

Die hitzigen Diskussionen um den so genannten „Zweiten Korb“ der Urheberrechtsreform, der zum 1. Januar 2008 in Kraft tritt, haben rauchende Schlachtfelder hinterlassen.

Nicht wenige der kontrovers diskutierten Bereiche, etwa das bis zuletzt strittige Feld des elektronischen Kopienversands durch Bibliotheken, sind dabei von unmittelbarer Bedeutung auch für wissenschaftliche Forschung. Tatsächlich ist es nicht vermessen zu behaupten, dass mit den derzeitigen urheberrechtlichen Reformen und Diskussionen die Infrastruktur einer künftigen Wissens- und „Wissenschafts“-gesellschaft wesentlich vorgezeichnet wird.

Dabei ist der Urnehberschutz unter Rechtfertigungsdruck geraten. Immer zunehmend wird es nicht länger als gerecht empfundener Lohn des Schöpfers für seine Kreativität oder als geeigneter Anreiz für wissenschaftlich-kulturellen Fortschritt wahrgenommen. Stattdessen werden kritische Stimmen im öffentlichen Diskurs immer lauter: Der urheberrechtliche „Überschutz“, der doch im Ergebnis häufig gar nicht länger den Urhebern – etwa Künstlern, Wissenschaftlern – selbst zugute komme, sondern in der wirtschaftlichen Realität eher den so genannten Verwertern – Verlagen, Musikkonzernen –, behindere durch unange-

messene Monopolisierung umfangreicher Nutzungsbereiche häufig eher die wissenschaftlich-kulturelle Entwicklung, als dass er sie fördere. Zum Beleg sollen Initiativen wie

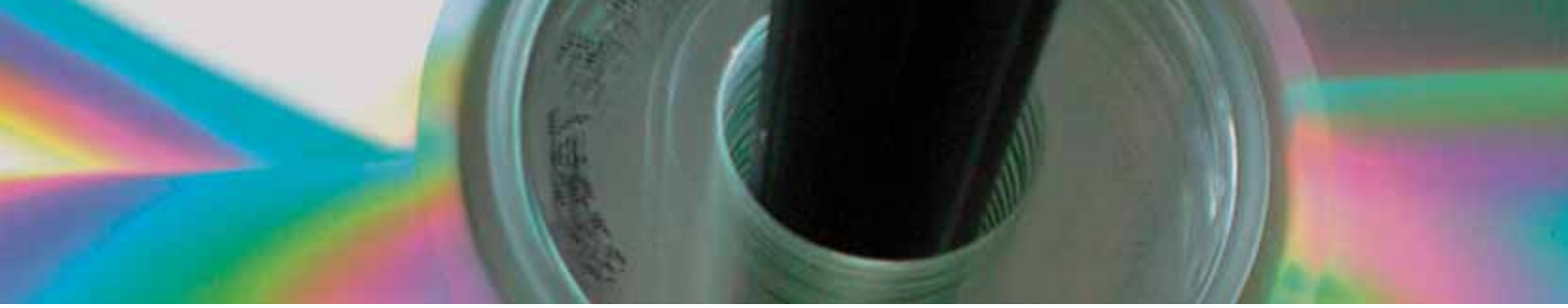
Open Source und Open Content dienen, deren Erfolg – insbesondere im Softwarebereich, der für derartige freie Modelle besonders geeignet ist – die Überflüssigkeit urheberrechtlichen Schutzes, ja seine Schädlichkeit zu belegen scheint.

Vor diesem Hintergrund steckt schon in der hier zugrundegelegten Fragestellung eine erste klare Aussage: Doch – die künftige Informationsgesellschaft braucht weiterhin ein Urheberrecht! Weder vertragliche Nutzungsmodelle noch auch insbesondere die Open Source-Bewegung kommen ohne zugrundeliegende klare urheberrechtliche Strukturen aus. Auch eine künftig über technische Kontrollsysteme organisierte Werknutzung (Digital Rights Management; DRM) bedürfte dringend der urheberrechtlichen Steuerung. Und insbesondere auch Open Source-Modelle sind nachzeitigem Stand nicht etwa „gegen“ das geltende Urheberrecht konzipiert, sondern brauchen zu ihrer effektiven Durchsetzung gerade wieder ein zugrundeliegendes Urheberrecht mit absoluter Schutzwirkung. Nicht um das „Ob“ urheberrechtlichen Schutzes kann es also für die allermeisten Bereiche gehen, sondern allein um das „Wie“ seiner zukunftsfähigen Ausgestaltung.

Hinsichtlich dieser präzisierten Fragestellung ist der Kritik ein berechtigter Kern nicht abzuspüren. Dies betrifft zunächst Detailfragen: Sicherlich müssen Sonderregelungen zugunsten der wirtschaftlich immer bedeutsamer werdenden Open Source- und Open Content-Modelle, wo immer möglich, getroffen werden. Im geltenden Gesetz ist dies bereits an vier Stellen der Fall; der Bundesrat hat zudem dazu aufgefordert, rasch die Arbeiten an einem „Dritten Korb“ der Reform aufzunehmen, welcher „die Belange von Bildung, Wissenschaft und Forschung in der Wissens- und Informationsgesellschaft“ unter besonderer Beachtung der Open Access- und Open Source-Modelle berücksichtige.

Auch etwa die Regelung zu den sehr eng umrissenen Möglichkeiten eines Versands elektronischer Kopien von Journal-Papers in elektroni-





scher Form durch öffentliche Bibliotheken an ihre wissenschaftlichen Nutzer ist recht kompliziert und vage geraten. Immerhin liegt ihr das berechtigte Anliegen zugrunde, die Verlage so effektiv wie möglich dazu anzuregen, selbst Datenbanken (mit den entsprechenden Artikeln) zu angemessenen Bedingungen der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Tun dies die Verleger aber, so würde die Möglichkeit der öffentlichen Bibliotheken, in diesem Bereich der Wissensdiffusion effektiv Vorschub zu leisten, korrespondierend eingeschränkt. Hier muss die richtige Auslegung der neuen Regel helfen: Die Beantwortung der Frage, wo „offensichtlich angemessene“ Angebote der Verleger für die elektronische Zeitschriftenrecherche zur Verfügung stehen, wird künftig im Ermessen der Richter liegen, die der Gesetzgeber hier vor eine undankbare Aufgabe gestellt hat.

Wesentlicher als diese Detailfragen ist, dass sich das Urheberrecht in der modernen Informations- und Wissensgesellschaft sorgsam seiner Grundlagen vergewissern muss. Das alte „Leitbild“ des „im Elfenbeinturm“ forschenden oder „schöpfenden“ Künstlers oder Wissenschaftlers, wie es der Renaissance entstammt, gehört ersichtlich der Vergangenheit an. Mit naturrechtlichen oder selbst mit verfassungsrechtlichen Gerechtigkeitsabwägungen bezüglich des gerechten „Lohns“ für derlei einsame „Schöpfer“ allein läßt sich das Urheberrecht künftig nicht begründen.

Vielmehr wird man sich — noch mehr als bisher ohnedies geschehen — auch im Rahmen künftiger Reformen ehrlich machen müssen: In der Informationsgesellschaft erfüllt das Urheberrecht immer zunehmend auch Aufgaben des Investitionsschutzes (im Interesse der Verwerter). Diese Funktion ist anzuerkennen und weiter auszugestalten. Zudem muss das Urheberrecht künftig insbesondere auch für die Sicherstellung eines angemessenen Werkzugangs und eine möglichst effektive und nicht unverhältnismäßig beschränkte Verteilung der Information im Interesse der „Informationsnutzer“ sorgen. Besonders dringlich deutlich wird diese Zielrichtung in der

rechtlichen Auseinandersetzung mit Digital Rights-Management-Systemen — die auf der Grundlage von Zugangsverschlüsselung mit technischen Mitteln eine punktgenaue vertragliche Kontrolle, Eingrenzung und Abrechnung der digitalen Werknutzung gestatten — oder vergleichbaren Möglichkeiten der Rechtsinhaber, letztlich auf technologischem und vertraglichem Wege ein „privatisiertes“ Urheberrecht zu schaffen. Hier wird das Urheberrecht also beinahe zugleich zum „Verbraucherschutzrecht“.

Interessen der Nutzer und Verwerter ausbalancieren

Zu Recht wird daher angesichts dieses Bedeutungswandels des Urheberrechts aus ganz unterschiedlicher (moralphilosophischer, ökonomischer, rechtspolitischer oder sozialpsychologischer) Warte ein grundsätzliches Überdenken des urheberrechtlichen Schutzrechtssystems eingefordert. Es scheint an der Zeit, die primär natur- und persönlichkeitsrechtlichen Fundamente, auf denen unser heutiges kontinentaleuropäisches Urheberrecht errichtet wurde, im Hinblick auf die durch den Funktionswandel sich stellenden Herausforderungen fortzuentwickeln. Dabei ist die Interessenlage im Urheberrecht in ihrem ganzen Facettenreichtum in ein integratives Konzept einzubeziehen, welches individualistische und utilitaristische Elemente verbindet: Nicht nur um den weiterhin im Mittelpunkt stehenden Schutz der Urheber kann es gehen, sondern zugleich müssen auch die Interessen der Nutzer, der Verwerter und letztlich der Allgemeinheit genau identifiziert und in der Lösung urheberrechtlicher Probleme möglichst offen und gerecht ausbalanciert werden. Dabei sollten die Juristen zumal auch noch viel mehr als bisher die Erkenntnisse ökonomischer (möglichst empirischer) Forschung hinsichtlich der Auswirkungen urheberrechtlichen Schutzes für die Allgemeinheit berücksichtigen.

□ Matthias Leistner

HUM – die Kunst des Sammelns

*Symposium im Berliner Museum für
Naturkunde über eine versammelte
Welt in Schubladen und Gläsern*

280.000 Gläser mit in Alkohol konservierten Tieren aus allen Teilen der Welt, von Flohkrebse bis hin zu kräftigen Schimpansen, ein gefüllter Keller mit Geweihen, eine weltberühmte Sammlung von Mineralien und bis zu 4,5 Milliarden Jahre alte Meteoriten, Schränke mit Tierfellen, Schubladen voll mit getrockneten Pflanzen und ein ganzer Saal nur für Fischpräparate: In den Hinterzimmern, abseits von *Brachiosaurus brancai*, dem herausgeputzten Star der neuen und spektakulären Ausstellung des Museums für Naturkunde, stapeln sich, gesammelt auf der ganzen Welt über einen Zeitraum von rund drei Jahrhunderten, etwa 30 Millionen Objekte.

to hum [hʌm]
1. summen
2. (er)dröhnen
3. (fam) geschäftig sein
4. (sl) stinken

len, nach allen Regeln der Kunst inszenierten Ausstellung zu den kühlen, kargen Räumen mit dem abgeblätterten Stuck durchschritten, verschiebt sich der Blickwinkel: Was vorher Eindruck machte, verblasst spätestens unter den Glasaugen unzähliger ausgestopfter Vögel, die dicht an dicht in langen Vitrinen den Weg in die zeitlose Abgeschiedenheit der nicht öffentlichen Museumsflügel säumen.

Warum sammeln wir?

Was wollen wir mit all den toten Tieren? Warum sammeln wir so sorgfältig alles – bis hin zu noch so kleinen Organismen und leblosen Objekten, die uns in der Natur umgeben – sortieren und benennen sie? Taxophilia – die Liebe zur Ordnung, so überschrieben die Veranstalter des zweitägigen Symposions „HUM – die Kunst des Sammelns“ die erste Annäherung an die Welt in Schubladen und Gläsern. Die wissenschaftliche Tagung war der Auftakt zu einem mehrteiligen Projekt der Künstlergruppe *a rose is* und des Regisseurs Julian Klein, das ein Porträt des Museums für Naturkunde mit seinen riesigen Forschungssammlungen zeichnen möchte. Und so kamen auf dem Symposium, das von Mitgliedern der Jungen Akademie inhaltlich und organisatorisch mitgestaltet wurde, zunächst die hier arbeitenden Wissenschaftler selbst zu Wort.

Sie sind Spezialisten für Krebstiere, Weichtiere oder Käfer, die Kustoden, die mit geradezu mönchischer Disziplin tagein, tagaus, Glas für Glas und Schublade für Schublade Flohkrebse, Seepocken oder Regenwürmer unter die Lupe nehmen, genauestens beschreiben und korrekt klassifizieren. Zehn Jahre habe er allein gebraucht, um sich in seine Tiergruppe, die Gruppe der Flohkrebse, einzuarbeiten, sagt Oliver Coleman, der Crustaceen Kustos, dessen Begeisterungsfähigkeit das Projekt ins Rollen brachte. Heute weiß er um 8.000 Flohkrebarten. Taxonomie ist ein Handwerk, meint Oliver Coleman, aber dabei vor allem auch ein analytischer Prozess.



Fotos: Daniel Flaschar

Der Alltag in den Forschungssammlungen der Humboldt-Universität zu Berlin ist denkbar unaufgeregt und besteht von jeher im Wesentlichen aus Sammeln und Ordnen. Hat man einmal die Grenze von der multimedia-



Hannelore Landsberg, Leiterin der Historischen Arbeitsstelle des Naturkundemuseums, Berlin

Vermutlich kaum mehr als zehn Prozent aller Tier- und Pflanzenarten sind heute bekannt und beschrieben, geht man von einer Zahl von derzeit 30 Millionen auf der Erde lebenden Tier- und Pflanzenarten aus – eine Schätzung, die nach oben und unten um zigmillionen schwankt, und an deren Verbesserung die Taxonomen geduldig arbeiten.

Die naturkundlichen Sammlungen werden vor dem Hintergrund der Tatsache, dass heute jährlich weltweit tausende von Arten aussterben und im Zusammenhang mit der „Global Change“-Forschung zu unschätzbar wertvollen Referenzarchiven für die Klimaforschung oder jede andere wissenschaftliche Beschäftigung mit Artenvielfalt und Biodiversität. Die Expertise der Taxonomen, ihr systematisches Wissen und ihr geschulter Blick für Gleiches und Ungleiches erweist sich dabei als für die Wissenschaft zunehmend unverzichtbar, so der Tenor auf dem Podium.

Wiedererkennen ist eine Lust

Das Kategorisieren, jener Vorgang von Anordnung und Unterscheidung, ist grundsätzlich im Gehirn angelegt, meint Claudia Friedrich vom Institut für Biologische Psychologie an der Universität Hamburg. Man wisse zwar nicht genau, nach welchen Regeln das Gehirn kategorisiere, aber dass es ständig unwillkürlich einordne und sortiere, sei messbar und in einem frühen evolutionären Stadium überlebensnotwendig gewesen, was den Taxonomen im Publikum unmittelbar einleuchte. Wiedererkennen, so Oliver Coleman, ist eine Lust, ein „freudiges Gewitter in unseren Neuronen“.

Das Zusammenfassen und Sortieren ist zudem ein grundsätzlich allen wissenschaftlichen Fragen vorausgehender Vorgang, meint Anke Jentsch. „Wir sind fasziniert von Ähnlichkeit und Wiederholung“, fügte die Juniorprofessorin für Störungsökologie und Vegetationsdynamik hinzu, weil wir sie brauchen, um Abweichung des Immergleichen überhaupt

zu erkennen. Die Abweichung erst stimuliert die Forschung: „So entstehen neue Forschungsfragen, weil man diese Abweichungen zu deuten sucht.“

Nirgends steht die Abweichung von „Normalität“ derzeit mehr im Fokus als in der so genannten Global Change Forschung. Die Auswirkungen dynamischer Umweltveränderungen auf die Organismen sind weltweit das beherrschende Thema. Ohne die genauere Kenntnis der Arten, ihrer Vielfalt und Entwicklung bleiben die Antworten jedoch unbefriedigend. Und ohne die Experten für die morphologische Beschreibung und Kategorisierung der Arten aus den naturkundlichen Sammlungen könnte so mancher suchende Blick in die Klimageschichte fehlgeleitet werden, betont die Geologin Hildegard Westphal: „Wenn wir Sedimente anschauen, sehen wir, in was für einer Umwelt sie abgelagert wurden, und das erzählt



uns eine Menge über Klima und Umweltbedingungen. Aber als Geologen können wir uns sehr täuschen.“ Vergleichbare Sedimente entstehen unter unterschiedlichen Bedingungen, und dann kommt es aufs Detail an. Eine



Karin Nickelsen, Assistenzprofessorin für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte, Universität Bern, Mitglied der Jungen Akademie

Schnecke im Sediment ist für das Auge des Geologen oft nur eine Schnecke, nicht so für Taxonomen. Die schauen die Schnecke an und identifizieren das fossile Tier als *tropische* Schnecke. Erst dieses zusätzliche, in einem langen Prozess erworbene Wissen macht klar, dass zur Zeit der Entstehung jenes Sediments das Wasser warm gewesen sein muss.

Sammlungen zur Volksbildung

Während sich die Naturwissenschaftler über den aktuellen Wert der Sammlungsbestände der Humboldt-Universität und der hier betriebenen Grundlagenforschung sofort einig waren, zeugten andere Beiträge unter dem Titel „Die Kollektion und das Kollektiv“ oder „Der Tod und das Rädchen“ von viel un abgeschlossener Überzeugungsarbeit an anderer Stelle. Den Sammlern und Naturforschern im 18. Jahrhundert war bald bewusst, dass Naturgeschichte nur als kollektives Unternehmen betrieben werden konnte, sagt die Wissenschaftshistorikerin

Karin Nickelsen. Die Gesellschaft von heute dagegen weist die Verantwortung für solche Ansammlungen von Wissen nur gar zu gern zurück, wenn es darum geht, deren wissenschaftliche, kulturelle und historische Wertschätzung auch finanziell zu unterstützen. Nicht nur die lebendigen Arten scheinen damit vom Aussterben bedroht zu sein, sondern auch ihre konservierten Vorfahren in den Sammlungen und ihre gewissenhaften Zeugen, die Taxonomen.

Zum Allgemeingut, das allen und damit im Prinzip zugleich auch niemandem gehörte, wie Karin Nickelsen ausführt, wurden viele Privatsammlungen in den Gelehrtengesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. Als schließlich 1810 die Berliner Universität gegründet wurde,

erhielt sie zu Forschungs- und Lehrzwecken auch einen Sammlungsauftrag, um Kontinuität in den Fachsammlungen zu gewährleisten. Schon bald wurde das Gebäude der heutigen Humboldt-Universität allerdings zu klein für die ausufernden zoologischen, zootomischen und mineralogischen Sammlungen, die 1889 in die prächtigen Räume der Invalidenstraße zogen. Weil Naturkunde im 19. Jahrhundert zu den „sexy sciences“ gehörte, waren repräsentativ gestaltete Ausstellungen inzwischen auch ein erfolgreiches Konzept für Volksbildung – „benutzt, nicht nur um wissenschaftliche Erkenntnisse zu transportieren, sondern um Weltanschauung zu machen“, so der Historiker Thomas Großbötting.

Fragen von Macht, Prestige oder Geld bestimmen das Überleben der Forschungssammlungen bis heute, konstatierte das fachkundige Publikum. Als mehr oder weniger überflüssige „Beinchen- und Borstenzähler“ würden die Taxonomen selbst unter Fachkollegen belächelt,



die die Fördergelder lieber in die Molekularbiologie fließen sähen. Aber damit sägt man sich den Ast ab, auf dem man steht. Zum einen kommen ohne Referenz auch die Molekularbiologen zu keinen befriedigenden Aussagen über Biodiversität. Dass zum anderen das Sammeln und Sortieren keineswegs eine veraltete Methode für Biologen ist, verdeutlicht Julia Fischer am Beispiel von Tierstimmen-Archiven, die derzeit mit der modernen technischen Entwicklung zu einer aussagekräftigen Grundlage der Forschung werden.

Event-Konzepte für die Öffentlichkeit, wie das Feiern von Hochzeiten in ihrem repräsentativen Teil, den Ausstellungen, könnten in Zukunft die großen Forschungssammlungen finanziell abfedern, so die Geschäftsleiterin des Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik Cornelia Weber. Um auch in den Direktions-etagen der Universitäten für Aufmerksamkeit zu werben, hat es sich bewährt, aus den Sammlungen in den eigenen vier Wänden zum Beispiel historische Geräte, Präparate oder biografische Dokumente auszustellen, um auf die Geschichte der Institution zu verweisen. Diese Identität stiftende Funktion reiße die Forschungssammlungen allerdings völlig aus dem Kontext, kritisierte in diesem Zusammenhang der Botaniker Volker Wissemann.

Um den Forschungssammlungen die verdiente öffentliche Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, will die Gruppe *a rose is* unter der Regie

a rose is

des Künstlers Julian Klein, der auch Mitglied der Jungen Akademie ist, andere Wege gehen. Aufbauend auf dem Kolloquium entsteht – produziert vom Büro Klangquadrat und unterstützt von der Schering Stiftung – ein Katalog und schließlich ein „taxomanischer Parcours“, der das Museumspublikum abseits der Ausstellung in die Forschungssammlungen hinein- und zu den darin arbeitenden Wissenschaftlern hinführen will.

Der gläserne Blick der so geschwätzig wirkenden Vögel in ihren Vitrinen wirbt bemerkenswert eindringlich für diese stille Welt in ihren geordneten Bahnen. Sie sind nicht tot, sagt Oliver Coleman, sie leben durch die wissenschaftliche Arbeit mit ihnen.

Der taxomanische Parcours wird im Rahmen des MaerzMusik-Festivals vom 28.02. bis 09.03.2008 im Berliner Naturkundemuseum aufgeführt.

Weitere Informationen unter:
www.hum-die-kunst-des-sammelns.de

□ Bettina Mittelstraß

Meeting other minds

Ein Workshop zum Fremdpsychischen

Ein Mann und eine Frau sitzen zusammen, der Mann redet auf die Frau ein. Die Angesprochene schweigt, steht schließlich auf und geht ohne ein Wort. Wenn wir eine solche Situation beobachten, stellen wir Vermutungen an wie: Hat sie sich geärgert über ihn? Hat sie sich von ihm beleidigt gefühlt? Hat er gewollt, dass sie geht? Kurz, wir schreiben den Akteuren mentale Zustände zu, die uns helfen sollen, ihr Handeln zu verstehen. Wie ist es aber eigentlich möglich, dass wir etwas über die inneren Zustände anderer wissen, also über ihre Gedanken, Wünsche oder Empfindungen?

Mit dieser Frage beschäftigten sich die Teilnehmer des Workshops „Other minds – Perspektiven, Einblicke, Fragen“, den die Leipziger Neurowissenschaftlerin Ricarda Schubotz, Mitglied der Jungen Akademie, organisiert hatte. Die Beiträge kamen aus der Philosophie, Psychologie, Biologie, Medizin, Soziologie und der Kunst. Dabei sollte es zum einen darum gehen, die spezifischen Fragen, Methoden und Begriffe der einzelnen Disziplinen vorzustellen, und zum anderen darum, eventuelle Anknüpfungspunkte über Fächergrenzen hinweg auszumachen.

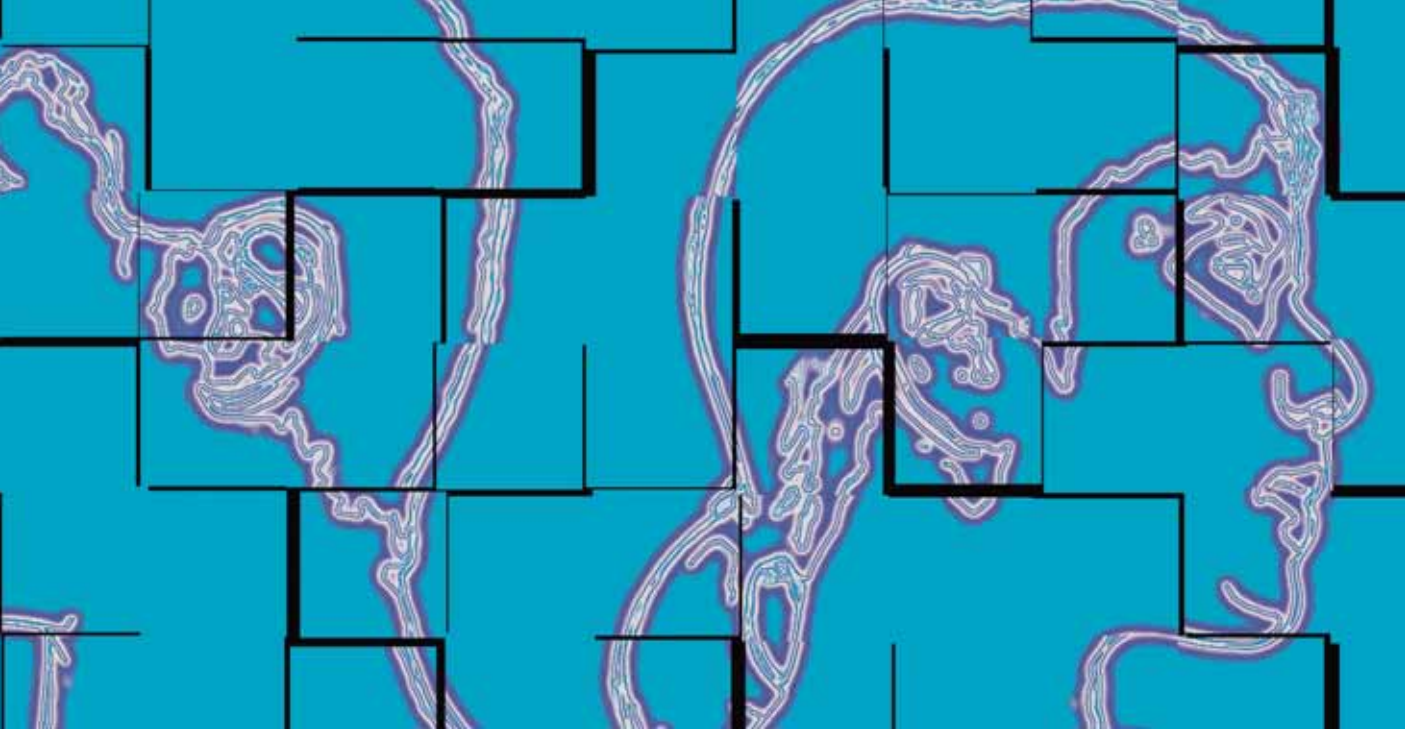
Nehmen wir also die zu Beginn geschilderte Situation des Paares: Die Philosophie würde hier zunächst gar nicht fragen, wie wir den beiden Akteuren mentale Zustände zuschreiben. Sie setzt eher bei den Voraussetzungen an, indem sie fragt, ob es überhaupt möglich und zulässig ist, etwas über die mentalen Vorgänge anderer zu sagen. Es könnte ja sein, dass die beiden Zombies oder künstliche Menschen à la Terminator sind, die also menschliches Verhalten zeigen, aber über kein geistiges „Innenleben“ verfügen. Unsere Vermutungen über irgendwelche Gefühle oder Gedanken bei ihnen wären völlig ohne Grundlage.

Und würden wir nicht auch sagen, dass über die eigenen Empfindungen und Wünsche immer nur man selbst, aber kein Außenstehender, verlässlich Auskunft geben kann? Gibt es also eventuell ein prinzipielles Problem für zum Beispiel Psychologie und Kognitionswissenschaften, wenn man geistige Zustände an-

derer wissenschaftlich erklären will? Der Magdeburger Philosoph Michael Pauen plädierte dafür, dass es zwar ein Erfahrungsprivileg der ersten Person gebe, aber kein epistemisches Privileg. Die unmittelbare Erfahrung des qualitativen Charakters mentaler Zustände sei demnach unzugänglich für jede andere Person. Allerdings existiere, so Pauen, keine prinzipielle Grenze bei der wissenschaftlichen Erkenntnis von Fremdpsychischem, da sich objektive Befunde (neuronale Prozesse etwa bei Schmerz) und subjektive Erfahrung (Schmerzerfahrung) entsprechen würden, man also über Veränderungen auf der neurophysiologischen Ebene auf Veränderungen auf der Erlebensebene zurückschließen könne.

Wie verhält es sich dann mit wissenschaftlichen Erkenntnissen über unsere Fähigkeit und Tendenz, anderen Personen mentale Vorgänge zuzuschreiben? In den kognitiven Neurowissenschaften sind Forscher seit ein paar Jahren bestrebt, nicht nur „klassische“ kognitive Funktionen wie Gedächtnis, Aufmerksamkeit oder Sprache und deren neuronale Grundlagen zu untersuchen, sondern auch komplexere Funktionen wie eben soziale Kognitionen. Was wird hier genau unter sozialen Kognitionen verstanden? Kai Vogeley, Kölner Neurowissenschaftler, bot eine Arbeitsdefinition an, indem er darunter die Selbst-Fremd-Differenzierung und den Selbst-Fremd-Austausch mentaler Phänomene fasste, die jeweils der interpersonellen Kommunikation und Interaktion dienen. Er deutete darauf hin, dass Hirnareale, die an sozialer Kognition beteiligt sind, auch beim sogenannten Hirnruhezustand involviert sind. Unter Hirnruhezustand wird ein Muster von Hirnregionen verstanden, das unter „Ruhebedingungen“ aktiv ist, wenn die jeweilige Person gerade keine Aufgabe zu bewältigen hat. Vogeley nahm das als Grundlage für die Hypothese, dass Menschen sozusagen eine Voreinstellung zu sozialen Kognitionen neurobiologisch implementiert hätten.





Selbstbild und Kultur

Wenn die Tendenz zu sozialen Kognitionen vielleicht universell oder sogar neurobiologisch implementiert ist, wie sieht es dann aus mit interindividuellen und interkulturellen Unterschieden? Kommen wir auf das Beispiel vom Beginn zurück: Wie sieht es aus, wenn das beobachtete Paar aus einer anderen Kultur kommt als wir, die Beobachter? Ist die Art der mentalen Vorgänge, die wir dem Paar zuschreiben, völlig unabhängig von uns? Oder haben unser eigenes Selbstbild und unser kultureller Hintergrund eventuell einen systematischen Einfluss auf unsere Verhaltensklärungen? Die Vorträge der Psychologinnen Anne Springer (Leipzig) und Andrea Bender (Freiburg) zeigten, dass gerade kausale Attributionen (das heißt: Wem schreibe ich die Verantwortung für ein Ereignis zu?) und Emotionseinschätzungen stark vom kulturellen Umfeld und dem eigenen Selbstbild (beispielsweise independent oder interdependent) abhängen.

Bleibt die Frage, ob und wo Anknüpfungspunkte zwischen den verschiedenen Disziplinen vorhanden sind. Bezogen auf Medizin, Biologie und Psychologie findet sich bereits eine lange Tradition, interdisziplinär zusammenzuarbeiten. Einige der vorgestellten Projekte waren Beispiele dafür: Kirsten Volz, Psychologin aus Köln, zeigte, dass man sich originär sozialpsychologische Paradigmen

auch für kognitiv neurowissenschaftliche Forschung zunutze machen kann. Ebenso machte der Beitrag von Julia Fischer, Göttinger Biologin und Mitglied der Jungen Akademie, deutlich, dass Forschung zu Metakognition bei Primaten auf Modelle der Kognitionspsychologie zurückgreift, um diese wiederum zu ergänzen und zu modifizieren. Bei diesen Forschungsprojekten wird deutlich, dass die spezifischen untersuchten Fragestellungen im Grunde sehr ähnlich oder gleich sind, sich nur die Methoden und Begriffe unterscheiden.

Anders sieht es aus mit Verbindungen zwischen Philosophie einerseits sowie Natur- und Sozialwissenschaften andererseits. Hier sind nicht nur die Methoden verschieden, sondern schon die untersuchten Fragen: Während die Philosophen die Voraussetzungen für Zuschreibungen mentaler Zustände genauer hinterfragen, setzen Sozial- und Naturwissenschaftler deren Zulässigkeit voraus und fragen nach den beteiligten Prozessen. Vielleicht können jedoch die Methoden der Philosophie, also besonders die genaue Definition von Begriffen und Konstrukten, zu einer besseren Integration der theoretischen Grundlagen und empirischen Befunde aus Sozial- und Kognitionspsychologie, Biologie und Neurowissenschaften beitragen.

□ Ulrike M. Krämer

Zu dem Workshop ist ein Tagungsband in Vorbereitung, Er erscheint unter dem Titel „Other Minds – Die Gedanken und Gefühle anderer“, hrsg. von Ricarda Schubotz, im Frühjahr 2008 im Paderborner mentis Verlag.

Mut und Gestaltungswille

Interview mit Christiane Gaehtgens, Generalsekretärin der Hochschulrektorenkonferenz (HRK)



Foto: HRK-Press

Die HRK-Kartierung schafft jetzt erstmals einen Überblick über die Kleinen Fächer an deutschen Hochschulen. Welche Maßnahmen müssen daraus folgen?

Ein erstaunlicher Befund der Kartierung ist, dass sich nicht unmittelbar eine bestimmte Entwicklungslinie feststellen lässt. Und ich möchte auf jeden Fall vermeiden, dass aus der Kartierung ein staatlich verordneter Masterplan abgeleitet wird. Denn ob ein kleines Fach weiterbesteht, gestärkt oder gar neu in einer Universität eingerichtet wird, kann nicht in erster Linie davon abhängen, ob das Fach in Deutschland oder in dem betreffenden Bundesland bereits existiert, sondern muss vor allem vom Forschungsprofil der jeweiligen Hochschule abhängen. Was sich anhand der Kartierung allerdings sehr gut sehen lässt, sind Möglichkeiten für die Fächer, sich zu vernetzen und sich in den Ausrichtungen des jeweiligen Faches zu ergänzen.

Die Bundesforschungsministerin fordert mehr Kampfgeist und neue Konzepte von den Hochschulen. Setzen sich diese zu wenig für ihre Kleinen Fächer ein?

Grundsätzlich nein. Eine ganze Reihe von Universitäten, wie Göttingen und Heidelberg, haben ihre Kleinen Fächer evaluiert, neue Konzepte entwickelt und bewusst Schwerpunkte gesetzt. Andere fangen jetzt damit an. Die HRK-Empfehlung zur Zukunft der Kleinen Fächer gibt einige Leitlinien: Dazu gehört, Kleinen Fächern nicht das starre Formelbudget aufzuzwingen. Wenn hier die Finanzierung an Drittmittelerwerb und Absolventenzahlen bemessen wird, ist das hier nicht sachgerecht. Vielmehr muss sich die Hochschule über ihr Profil klar werden und dieses in die Entwicklung der Kleinen Fächer bewusst einbeziehen. Die Experten betonen aber auch, dass es für die Kleinen Fächer wesentlich ist, auf ihrem speziellen Profil zu bestehen, sich nicht einem reinen Nützlichkeitsdenken zu unterwerfen und das an Freiraum zu beanspruchen, was anderer Grundlagenforschung gewährt wird.

Wie können neue Konzepte aussehen?

Zwei Formen der Organisation eines Kleinen Faches sind denkbar: zum einen die Bildung eines Netzwerks mit anderen Kleinen Fächern wie etwa unter einem gemeinsamen Dach Asienwissenschaften. Zum anderen nenne ich die Integration in eine große Disziplin, beispielsweise als Teildisziplin mit einer speziellen Ausrichtung innerhalb der Geschichtswissenschaften, die so das Profil der gesamten Disziplin mitprägt. Diese Existenzmöglichkeit für kleine Fächer wird oft verkannt. Beide Formen ermöglichen es, gemeinsame Bachelor-Studiengänge zu schaffen. Unverzichtbares Element eines Kleinen Faches bleibt aber, dass es den eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs ausbilden kann. Das heißt, mindestens eine Professur muss gesichert sein.

Inwieweit werden die Kleinen Fächer aktiv?

Es gibt sehr gute und vielversprechende Ansätze. Allerdings wird gerade die Organisation der Studiengänge sehr unterschiedlich bewertet. Die Widerstände an den Hochschulen sind teilweise stark. Wo die Überzeugung fehlt, fehlen auch die Mittel und der Elan. Dennoch: Das Jahr der Geisteswissenschaften und die Diskussion um die Kleinen Fächer haben viel Aufmerksamkeit geweckt, und es wird weitergehen. Die HRK-Kartierung soll in den kommenden drei Jahren fortgeschrieben werden.

Aber die Kartierung allein reicht doch nicht ...

Wir werden in den nächsten Monaten alle wichtigen Akteure aus Bund, Ländern, Hochschulen und den Vertretern der Kleinen Fächer zusammenbringen. Möglich ist, dass dieser Runde Tisch über die tatsächliche Gefährdung einzelner kleiner Fächer berät und, wenn nötig, gezielte Förderung empfiehlt. Die Bildung nationaler Zentren wird ein weiteres Thema sein.

Die Universität Potsdam hat im Auftrag der HRK und finanziert durch das Bundesforschungsministerium einen Überblick über die Kleinen Fächer erstellt, der vor wenigen Wochen vorgestellt wurde. Diese Kartierung zeigt die Entwicklung von rund 120 Fächern in den vergangenen 20 Jahren.

Und was müssen die Kleinen Fächer selbst einbringen?

Mut und Gestaltungswillen. Mut ist sicherlich nötig, um sich aus der vielfach defensiven Situation zu befreien und sich trotz der schwierigen finanziellen Lage im scharfen Wettbewerb zu positionieren. Das ist weder selbstverständlich noch trivial, sondern entscheidend. Von Seiten der Hochschulleitungen muss das Signal kommen: Wir unterstützen euch, macht ein gutes Konzept, das wir gemeinsam verwirklichen. Und das verlangt Gestaltungswillen. Dieser zeigt sich in der Entwicklung von Konzepten im internationalen Kontext sowie im Rahmen der eigenen Universität, wenn es beispielsweise um die Schaffung von Studiengängen und Kooperationen über Fakultäts- und gar Hochschulgrenzen hinweg geht.

□ Das Interview führte: **Uschi Heidel**



Trotz und mit Bologna

Interview mit der Ägyptologin und Orientalistin Verena Lepper



Foto: Cynthia Rühmekorf

Was ist ein Kleines Fach?

Zunächst einmal: Kleine Fächer sind ganz groß – denn trotz kleiner Besetzung erzielen sie eine große Wirkung und Bedeutung. Die Berliner Tagung „K wie Kleine Fächer. Wege aus der Defensive“ der Initiative PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN im November 2007 hat versucht, einen Definitionsansatz zu finden, der allen gerecht wird: Ein Kleines Fach ist durchschnittlich mit weniger als drei Professoren pro Hochschule besetzt. Die Altertumswissenschaften, die ich in der Jungen Akademie als Ägyptologin vertrete, kommen auf zumeist nur eine Professur und decken wissenschaftlich eine zeitliche Spanne von mehr als 5000 Jahren ab.

Welche Bedeutung haben diese Kleinen Fächer national und international?

Diese Fächer haben die deutschen Geisteswissenschaften im letzten Jahrhundert groß gemacht. Die klassische Philologie oder auch die Ägyptologie haben weltweit Maßstäbe gesetzt. In diesen Fächern ist zum Beispiel Deutsch als Wissenschaftssprache international Standard geworden. Wer in Oxford einen Master in einer altertumswissenschaftlichen Disziplin ablegen möchte, muss Deutschexamina vorweisen.



Welche Berufschancen haben Ihre Absolventen?

Auf der genannten Tagung haben Unternehmensvertreter bekräftigt, dass sie unsere Absolventen als „Querdenker“ sehr gern einstellen. Auch in der Wissenschaft haben deutsche Altertumswissenschaftler aufgrund der weltweit anerkannten intensiven deutschen Ausbildung einen hervorragenden Ruf.

Welche Auswirkungen hat die Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge?

Durch den Bologna-Prozess kommen die Kleinen Fächer an die Grenze ihrer Belastbarkeit, und ihr Bestand ist deshalb gefährdet. Die rigoros festgelegten Credit points und Semester- bzw. Jahreswochenstunden verändern die Arbeit grundlegend. In unseren Fächern mussten sich die Studierenden schon immer sehr viel Wissen im Selbststudium als Vorbereitung auf die Wissenschaft aneignen. Wegen der kleinen Gruppen von Studierenden konnten wir außerdem bisher eine sehr gute Betreuung mit intensiver Arbeit leisten. Jetzt wird alles schematisch an abgeleiteten Wochenstunden und Credit points gemessen und nicht am Wissenszuwachs.

Bologna eröffnet jedoch auch Chancen: Wir sind jetzt angehalten, uns mit anderen Fächern zusammenzutun. Durch Bildung von Zentren arbeitet jede Hochschule an ihrem Profil und bildet Schwerpunkte. Außerdem wird Interdisziplinarität verstärkt gefördert und damit möglich: Jedes Fach kann seine Methoden einbringen, ohne jedoch die eigene spezifische Ausbildung zu vernachlässigen.

Allerdings sieht diese Zusammenarbeit mit anderen Fächern an jeder Hochschule anders aus, so dass die Studierenden nicht mehr – wie eigentlich durch Bologna erwünscht und wie

bisher möglich – ohne weiteres während ihres Studiums an unterschiedlichen Hochschulen mit verschiedenen Schwerpunkten studieren können. In Bonn arbeiten die Ägyptologen beispielsweise mit den Archäologen zusammen, an einer anderen Universität mit den Afrikanisten. Dadurch sind fachliche Kombinationen vorgegeben, und die gewünschte thematische und lokale Mobilität bereits ab dem BA-Studium wird behindert.

Was heißt das für die fachliche Ausbildung?

Die Altertumswissenschaften und auch sonstigen regionalspezifischen Kleinen Fächer fordern eine sehr intensive Sprachausbildung. Innerhalb eines dreijährigen BA-Studiengangs ist diese Ausbildung nicht mehr zu leisten und kann auch nicht in einer anschließenden Masterphase gebündelt nachgeholt werden. Daher droht eine Verwässerung.

Auch unsere intensive Lehre ist daher in Gefahr, ein Beispiel: In der Abteilung für Ägyptologie der Universität Bonn arbeiten eine Professorin, eine Assistentin und insgesamt fast 20 Mitarbeiter, die durch Drittmittel aus unterschiedlichsten Quellen finanziert werden. Bisher haben sich diese Mitarbeiter, soweit qualifiziert, an der Lehre beteiligt; nach den Bologna-Beschlüssen ist das nicht mehr einfach möglich. Denn jetzt dürfen nur noch fest angestellte Kräfte die Lehre übernehmen, andere Personen können lediglich vertretungsweise unterrichten.

Welche Lösungen sehen Sie?

Die deutschen Hochschulpolitiker müssen von einer zu rigorosen Durchführung der Bologna-Beschlüsse wegkommen und kreativ nach geeigneten Lösungen suchen, die den individuellen Bedürfnissen dieser sehr komplexen Disziplinen gerecht werden – nur so sind die Kleinen Fächer in ihrer einzigartigen Qualität zu retten. Freiräume existieren im Gesetzestext, sie müssen jedoch genutzt werden.

□ Das Interview führt: **Isabell Lisberg-Haag**

Die Ägyptologin Verena Lepper ist zurzeit Gastprofessorin an der Universität Malta. Für ihre Postdoc-Stelle pendelt sie zwischen Harvard und Bonn und arbeitet über „jüdisches Leben in Ägypten“. In der Jungen Akademie hat sie innerhalb der AG „Wissenschaftspolitik“ die Initiative „Kleine Fächer“ ins Leben gerufen.

„Nehmen Sie die Wahl an!“

Produziert die Wissenschaft noch Fragen?

Bevor wir zum unterhaltsameren Teil kommen, zunächst ein bisschen Recherche. Wer „Preisfrage“ und „Akademie“ googelt, der erhält – letzter Versuch am 18. September 2007 – auf der ersten Ergebnisseite zunächst fünf Einträge, die sich auf die Junge Akademie beziehen. Danach kommen zwei zu Fragen existentieller Dimension: „Muss die Künstler-sozialabgabe mehrfach bezahlt werden?“ und „Ist eine Rechnung ohne Lieferdatum gültig?“, beides beantwortet durch www.akademie.de.

bejaht zu haben scheint, denn danach brechen ihre Preisfragen ab. Vielleicht taten sie es auch deshalb, weil sie in den vorangegangenen vier Jahren von der Darmstädter Akademie zwar gestellt worden sind, ohne dass aber dann ein Preis vergeben worden wäre.

Auch auf den weiteren Ergebnisseiten bei Google verfestigt sich der Eindruck, dass überhaupt fast nur noch die Junge Akademie Preisfragen stellt. Vergangen sind offenbar die



Als Preisfragen im weiteren Sinne würden sich aber beide nicht eignen, denn Preisfragen dürfen, damit es auch zweite, dritte und Trostpreise geben kann, keine eindeutige Lösung haben. Es folgt unter dem reflexiven Eintrag „Was sind Preisfragen?“ wiederum ein Hinweis auf die Junge Akademie, dann die Frage „Was ist heute guter Journalismus?“ einer „Akademie für Publizistik“ aus dem Jahr 2006, (von einer Antwort darauf, gar einer preiswürdigen, weiß das Internet aber bis heute nichts), und schließlich kommt noch ein Verzeichnis derjenigen Preisfragen, die von der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ seit 1964 gestellt worden sind. Sie reichen von „Kann die Sprache Gedanken verbergen?“, was unter Akademikern ehrlicherweise mit „Ja“ beantwortet werden müsste, bis zu „Brauchen wir Tabus?“, was die Akademie im Jahr 2000 ebenfalls

Zeiten, in denen sich die akademische Menschheit im elementaren Sinne von den Fragen anderer Leute zu Forschungen bewegen ließ, so wie einst noch durch die Preisfrage der Bayerischen Akademie der Wissenschaften von 1759: „Welche ist die vorteilhafteste Bauart der Öfen und Pfannen bei Salzsudwerken?“ Die Wissenschaft, scheint es, erzeugt entweder jene Fragen, die sie umtreiben, selbst, ohne Akademien. Oder sie hat gar keine Fragen im strikten Sinn des Wortes und folgt mehr Themen als Problemen; das ist die geisteswissenschaftliche Variante. Also fragt die Akademie, wo sie überhaupt noch fragt, in den vorakademischen Raum hinein, und aus ihm kommen auch die meisten Antworten. Die Teilnehmer haben zwar zumeist studiert, aber die Preisfragen lassen sich durch kein Studium beantworten.

Nehmen

Eben darum können sie auch Teil eines bunten Abends werden. Sowohl von den vorteilhaftesten gebauten Öfen und Pfannen wie von Rousseaus Erstem Diskurs könnte man sich das nicht gut vorstellen. Im ehemaligen Sitzungssaal des Berliner Abgeordnetenhauses im Rathaus Schöneberg aber legte am 6. September 2007 die „basisdemokratische Leseperformance“ der Herren Gößwein und Matz zum Thema „Nehmen Sie die Wahl an!“ von der Besonderheit der modernen, der übrig gebliebenen Preisfragen Zeugnis ab. Knapp einhundert Personen nahmen an dieser Veranstaltung teil; wie bei den meisten Performances setzte sich auch bei dieser das Publikum

etwa zur Hälfte aus Kollegen, Verwandten und Bekannten zusammen.

Was soll das denn?

Sie alle hatten sich zunächst selbst einer Fraktion zuzuordnen, je nachdem ob sie die Wahl pauschal „Klar, gerne“ oder „Wenn's sein muss“ annahmen oder als Antwort „Was soll das denn?“ vorzogen. In den entsprechenden Gruppen – „Klar, gerne“

war die größte, wir sind offenbar unter Verantwortungsträgern – zog man durch ein Gebäude, das wie eine Filmkulisse der sechziger Jahre wirkt, in den Plenarsaal ein und nahm auf den Sitzen der Bezirksabgeordneten Platz, nicht ohne dass die Zeremonienmeister zuvor mittels Aufforderung zum fraktionellen Unisono klargemacht hatten, was an Parlamenten schwer erträglich ist: das Chorsingen. Wer spielt, ist ein Kind, und wer mitspielt, ist ein Mitkind und muss sich darum offenbar auch so behandeln lassen. Ähnlich realistisch war die Erläuterung der Abstimmungsregeln durch Gößwein und Matz, denn im Verlauf

des Abends spielte es im Grunde kaum mehr eine Rolle, wer über welche Fragen wie abstimmt, weil entweder die Entscheidungen völlig belanglos waren oder völlig folgenlos blieben. Interessant immerhin, dass „Gewissensentscheidungen“ verfahrenstechnisch durch die Unmöglichkeit, sich zu enthalten, definiert wurden. Interessant im wissenschaftlichen Kontext, in dem ja wenn nicht das Gewissen so doch mindestens die Redlichkeit eben dies nicht selten gebietet: Unentscheidbarkeit mitzuteilen.

Der Kindergeburtstag mit Sinnspielen war jedenfalls eröffnet, und er begann mit einer Abstimmung über die Frage, ob Adam und Eva überhaupt die Wahl gehabt hätten. Für ein Dutzend kontrovers-metaphysischer Akademievorlesungen hätte das ausgereicht, aber es scheint nicht, als sei Streit der Stoff, aus dem die Preisantworten sind. Inwiefern das im Rathaus ermittelte Ergebnis, ein knappes und darum uninterpretierbares „Nein“, mehr durch Adams- oder mehr durch Evastimmen hervorgebracht wurde, blieb ebenso offen wie das gar nicht erst gestellte Ergänzungsproblem, wie viel Unfreiheit dabei für Eva und wie viel für Adam angenommen werden sollte.

Weitere Wahl- und Abstimmungsfragen des Abends, in denen die Beiträge der Preisträger und anderer Einsender verarbeitet wurden, betrafen das Problem, ob HochzeitssträÙe zufällig oder vorbestimmt aufgefangen werden; ob Motive als Gründe vor oder als Rechtfertigungen nach einer Entscheidung entstehen; ob sich Morde in Entscheidungsbäumen darstellen lassen; ob mittels Doppelblindtests der Grad an Unordnung in einem Gedicht zweifelhafter Qualität ermittelt werden kann; und ob frei ist, wer einen kleinen Mann im Ohr hat. Wahlforschung im engeren Sinne wurde



Fotos: Kerstin Freund und Thomas Bach



Sie die Wahl an I

nicht betrieben; die Beispiele blieben idiosynkratisch, was zwar auch eine Stellungnahme zum Thema enthielt, gegenüber der Erwartbarkeit vieler Wahlentscheidungen aber einfachblind blieb. Denn selbstverständlich gibt es keinen Zusammenhang von Wahl und Überraschung, auch der Konformist mag sich entschieden haben, wenn's denn sein musste.

Gegenwärtige Erscheinungsform des Philosophen

Das alles waren, wie die bisherigen Preisfragen, mehr oder weniger philosophische. Sie wurden aber auf eine Weise lustig behandelt, die mitzuteilen schien, dass sie zwar noch lebendig sind, aber so lebensentscheidend nun auch wieder nicht, um hier unbeantwortet dem Leben und

dem Wählen ernstlich im Wege zu stehen. Jeder Mensch philosophiert — das hieß in diesem Fall: Wir sind doch alle bloß Philosophen. Und vielleicht sind ja tatsächlich der Wähler, der Entscheider, der König Kunde und der Meinungsbefragte die gegenwärtige Erscheinungsform des Philosophen: genauso unwissend, genauso selbstsicher. Dazu passte die Vergabe des ersten Preises an einen Beitrag, der den sozial stabilisierten Glauben an Wahlfreiheit für entscheidender hält als eine Entscheidung darüber, ob es Wahlfreiheit tatsächlich gibt. Im vorakademischen Raum sucht man nicht nach Materialien und Befunden, um philosophische oder philosophisch tönende Fragen zu beantworten, sondern sie selbst sind das Material zur Produktion von nicht argumentierenden Sinnangeboten. Was ist der Mensch? So gefragt, würde der heutige Preisfragenbeantworter keine Kritik irgendwelcher Vernünfte einsenden, sondern Einfälle oder einen Film. Kunstwollen dominiert. (Dass, wie zu

hören, manche Einsendungen fast unmittelbar nach Bekanntgabe der jeweiligen Preisfrage bei der Akademie eintreffen, unterstreicht den geisteswissenschaftlichen Charakter des Ganzen: Manche Antworten passen auf mehrere, auf viele, ja vielleicht sogar auf alle Fragen.)

Als Meister des Pläsiers, letzte Fragen als Rohrschach-Tests zu verwenden, führten Gößwein und Matz, assistiert von Sitzungsleiter Fleischhack aus den Reihen der Jungen Akademie, das umgekehrte Paradox des Theaters vor: offene Ausgänge und insofern Wahl darzustellen, dabei tatsächlich aber ein Programm abzuarbeiten, das allenfalls vom Publikum oder von Fehlern unterbrochen werden könnte, was aber so gut wie nie geschieht. Auch im Schöneberger Sitzungssaal trat keines von beidem erkennbar ein. Fehler passierten nicht. Und das Publikum, an Performances offenbar gewöhnt, beschränkte sich, ganz im Rahmen seiner Fraktionslosungen, auf schwache Meinungsäußerungen und — siehe oben unter: Verwandte und Bekannte — geduldiges Mitsingen und -machen (Ankreuzen, Würfeln, Münzwurf, Handzeichen geben). Die an sich so klar wirkende Unterscheidung der Haltungen „Klar, gerne“, „Wenn's sein muss“ und „Was soll das denn?“ schmolz darum im Verlauf des Abends geräuschlos weg: Man ergab sich klar gerne in den Fatalismus des Dabeiseins bei etwas, das offenkundig gar nichts sollte und eben dadurch den Tatbestand der Unterhaltung erfüllte.

□ Jürgen Kaube



Die zehn „Neuen“

Kurzporträts



Die Interessengebiete von **Tilman Brück** (Jahrgang 1970) sind Konflikte, Krieg und Terrorismus. Er ist Leiter der Abteilung Weltwirtschaft am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin und Juniorprofessor für Entwicklungsökonomie an der Humboldt-Universität. In seiner Doktorarbeit untersuchte er die Auswirkungen von Krieg, verstanden als „massive Systemstörung“, auf individuelle Verhaltensstrategien in der Nachkriegszeit – ein Bereich, der in den Wirtschaftswissenschaften bislang vernachlässigt worden war.

Studiert hat Tilman Brück in Glasgow und Oxford, unterrichtet in Oxford, Rom und Berlin. International gut vernetzt und in interdisziplinärem Arbeiten trainiert, hat er der Jungen Akademie ein Projekt vorgeschlagen, das die Funktion und Wirkung von Krieg untersuchen und die gewonnenen Erkenntnisse vor allem auch in die Öffentlichkeit tragen soll. Die Vermittlung wissenschaftlicher Kenntnisse außerhalb der eingefahrenen Wege, aber auch die Politikberatung sind Aufgaben, mit denen sich Tilman Brück intensiv beschäftigt.

Anke Jentsch (Jahrgang 1971) ist Deutschlands einzige Juniorprofessorin für Störungsökologie. Die Vegetationsökologin interessiert sich neben der Störungsökologie und der Klimaforschung für die experimentelle Biodiversitätsforschung, die eine Schnittstelle von naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung, Naturschutzpraxis, Politikberatung und sozio-ökonomischer Wahrnehmung von Naturrisiken darstellt.

18 Forschungsaufenthalte führten sie nicht nur in den Leipziger Auwald, sondern auch in zahlreiche subtropische, mediterrane, temperate, boreale, subarktische und arktische Zonen unserer Erde. Dieser beachtlichen Breite an Erfahrung mit konkreten Ökosystemen steht eine ebenso beachtliche Methodenvielfalt gegenüber, die vom Experiment ebenso Gebrauch macht wie von molekularen Ansätzen und der Modellierung. Diese Vielfalt hat System, denn ein besonderes Anliegen ist Anke Jentsch, die Gültigkeit ökologischer Theorien über verschiedene Systeme und Skalen hinweg zu überprüfen.



Mit **Matthias Klatt** (Jahrgang 1973) hat die Junge Akademie einen Juristen, genauer: einen Rechtsphilosophen, hinzugewählt. In seiner Dissertation hat er Theorien der Sprach- und Handlungsphilosophie auf die juristische Methodenlehre angewendet und damit Brücken zwischen den Disziplinen geschlagen. Für diese Leistung ist er mit dem europäischen Rechtstheoriepreis ausgezeichnet worden.

Derzeit forscht Matthias Klatt zum Thema „Menschenwürde als Verfassungsprinzip in Europa“ und ist Leiter einer Emmy Noether-Nachwuchsgruppe sowie Juliana Cuyler Matthews Research Fellow in Oxford. Er plant, in der Jungen Akademie juristische und rechtsphilosophische Ansätze in die Debatte um die Autonomie des Menschen einzubringen. Menschenwürde als philosophisches Konzept und Rechtsbegriff spielt für Diskussionen in der Bioethik eine herausragende Rolle. Nicht nur in der AG Autonomie werden seine Beiträge sehr willkommen sein.

Sabine Koller (Jahrgang 1971) ist Romanistin und Slavistin, sowie gleichermaßen Literatur- und Theaterwissenschaftlerin. „... Die großen Ideen stecken eben in den übersehenen kleinen Tatsachen der Kultur. Man muss sie nur geduldig herausholen.“ Dieses Aby Warburg-Zitat hat Sabine Koller als Motto für ihre Bewerbung gewählt. Für ihre Dissertation hat sie den e-on Kulturpreis Ostbayern erhalten.



Derzeit arbeitet sie an einem von der VolkswagenStiftung und durch ein Diltney-Fellowship unterstütztes Habilitationsprojekt über das Ostjudentum zwischen Literatur und Kunst. Sie untersucht Marc Chagalls künstlerische Doppelidentität als Maler und Schriftsteller sowie seinen Wechsel der Identitäten und Sprachen zwischen Russisch, Jiddisch und Französisch. In der von ihr gegründeten deutsch-russischen Theatergruppe „die genialen Verbrecher“ hat sie Regensburger Studierende mit jugendlichen russlanddeutschen Aussiedlern zusammengebracht. Gemeinsam führten sie Puschkins „Kleine Tragödien“ in Deutsch und in Russisch auf – ein Engagement, in dem ihr die Verbindung von Kunst, Wissenschaft und Kommunikation gelungen ist. Ein wichtiges Anliegen ist es ihr vor dem Hintergrund der zunehmenden Atomisierung der Wissenschaften, die unmittelbare Kommunikation mit anderen Nachwuchswissenschaftlerinnen und –wissenschaftlern zu suchen.



Kerstin Martens (Jahrgang 1974) ist eine Politikwissenschaftlerin, die sich vor allem mit Internationalen Beziehungen beschäftigt. Sie lehrt an der Universität Bremen auf einer Juniorprofessur für „Internationale Beziehungen und Weltgesellschaft“. In ihrer Dissertation untersuchte sie die Bedeutung von Nichtregierungsorganisationen für die Internationale Politik. Nicht erst seit der Pisa-Studie ist das Themengebiet Internationale Bildungspolitik, zu dem Kerstin Martens seit ihrer Promotion forscht, für die Junge Akademie eine hoch will-

kommene Ergänzung.

Die zahlreichen auch international begutachteten Veröffentlichungen von Kerstin Martens und ihre gleichzeitige Mobilität zeugen von ausgezeichnetem Zeitmanagement. Seit ihrem Abitur vor vierzehn Jahren lebte sie sieben Jahre im Ausland: in England, Schweden, Indien, Frankreich, den USA, und arbeitete auch am europäischen Hochschulinstitut in Florenz. In ihrer Bewerbung schrieb Kerstin Martens, neben den bildungs- und wissenschaftspolitischen Schwerpunkten, die sich in die kritischen Diskussionen über die Beziehung von Lehre und Forschung innerhalb der Jungen Akademie einfügen, würde sie im Rahmen der AG Grenzen den Mitgliedern gerne ins Portemonnaie gucken. Wie haben sich die Euro-Varianten seit ihrer Einführung über europäische Grenzen verbreitet? Wie sieht es mit der Akzeptanz des neuen Geldes aus?

Hannes Rakoczy (Jahrgang 1975) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig, an welchem die Gene, Kulturen, kognitiven Fähigkeiten, Sprachen und Sozialsysteme von Mensch und Menschenaffen vergleichend untersucht werden, um dem Geheimnis der Menschheitsgeschichte auf die Spur zu kommen.



In seiner dort verfassten Dissertation untersuchte Hannes Rakoczy das so-tun-als-ob-Spiel bei Kleinkindern und konnte zeigen, dass diese Art der Beschäftigung nicht spontan und isoliert, sondern nur im Zusammenhang geteilter Intentionalität zwischen Eltern und Kindern entsteht. Wie seine anderen viel beachteten und durch Stipendien geförderten Arbeiten auf dem Gebiet der Entwicklungspsychologie profitiert auch diese besonders von dem doppelten Interesse ihres Verfassers an der Psychologie und der Philosophie, das sich in einem doppelten Fachstudium in Erlangen-Nürnberg, Manchester und Trier umsetzte. Die beiden Fächer spielen sich in Hannes Rakoczys Forschungsarbeit gegenseitig zu: die Philosophie prüft die psychologischen Konzepte auf ihre theoretische Belastbarkeit, die Psychologie stellt die philosophischen Ideen auf die empirische Gegenprobe. Die dabei entstehende Reibungsenergie scheint ihren Verursacher, bei aller humorvollen Gelassenheit, auf seinem Werdegang ebenso stetig zu beschleunigen, wie sie seine Zuhörer bei Vorträgen und Diskussionen mitreißt.



Seit 2003 lehrt **Bénédicte Savoy** (Jahrgang 1972) als Juniorprofessorin Kunstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts am Institut für Geschichte und Kunstgeschichte der TU Berlin. Sie selbst bezeichnet sich als typisches Produkt der „Generation Trans“: transnational als französische Germanistin, deren wissenschaftlicher Werdegang transdisziplinär zwischen Historikern, Soziologen, Juristen und Geographen am Berliner Centre Marc Bloch begann.

Promoviert hat sie mit einer Arbeit über „Französischen Kunstraub in Deutschland um 1800“. In ihrem letzten Buchprojekt „Tempel der Kunst“ beschreibt sie die Entstehung der öffentlichen Museen und der Museumskultur in Europa zwischen 1700 und 1820. Zudem charakterisieren Ihre Gutachter sie als eine begeisterte, kommunikative und mitreißende Persönlichkeit sowie als eine engagierte und großzügige Dozentin, die Studierende fasziniert und mit ihnen neuartige Projekte durchführt.

Mit **Friedrich von Borries** (Jahrgang 1974) gewinnt die Junge Akademie einen forschenden Quereinsteiger, der wissenschaftliche Methodik mit künstlerischer und gestalterischer Praxis verbindet. Der ausgebildete Architekt hat in seiner praktischen und wissenschaftlichen Arbeit die sicheren Gefilde des rein Ästhetischen verlassen, um als disziplinärer Grenzgänger in Texten, Workshops und Ausstellungen neue Räume zu erkunden und neue Denkweisen zu erproben – das Schöne trifft auf das Reale. Diese Begegnung verlangt, das ist evident, den Kontakt zu den vielen wissenschaftlichen Disziplinen, die an Architektur und Städteplanung angrenzen.

Zahlreiche Preise, Stipendien und Auszeichnungen belegen, dass dies Friedrich von Borries in förderungswürdiger Mischung gelingt. Der rote Faden seiner Projekte ist der urbane Raum und die ihn modulierenden Phänomene der Überwachung, der Marketingstrategien, des Konsums: „Wer hat Angst vor Niketown?“, „Die Bank als Amusementpark“, „Überwachung als Erlebnis“, „Experimenteller Urbanismus“, „Nester für Menschen“, „Walt Disney an der Ostseeküste“ lauten einige der Titel seiner künstlerischen wie wissenschaftlichen Projekte.



Rebeka von Mallinckrodt (Jahrgang 1971) ist Juniorprofessorin für Neuere Geschichte mit Schwerpunkt Geschichte der frühen Neuzeit an der Freien Universität Berlin. Nach ihrem in Tübingen, Bonn und Rom absolvierten Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Pädagogik promovierte sie an der Universität Augsburg und ging dann für vier Jahre an das MPI für Geschichte in Göttingen.

Ihre aktuelle Forschung spannt sich zwischen zwei Schwerpunkten auf: der Kulturgeschichte der Gestik und Bewegung einerseits und den Austauschprozessen zwischen Europa und der außereuropäischen Welt andererseits. Zu beiden Themen organisiert Rebekka von Mallinckrodt dieses Jahr zwei große internationale Fachtagungen. Das Arbeiten mit unterschiedlichsten Disziplinen hat sie bereits auf vielen Stationen ihres Werdegangs trainiert: als Teilnehmerin an Sommerakademien des Cusanuswerks, als Stipendiatin eines internationalen Graduiertenkollegs und als Betreuerin von Promovenden unterschiedlichster Fachrichtungen am MPI in Göttingen.

Philip Walther (Jahrgang 1978) ist von Hause aus theoretischer Chemiker, der nach seinem mit Auszeichnung verzierten Diplom an der technischen Universität Wien, getrieben von seinem Interesse an quantenmechanischen Phänomenen, zur Universität Wien ans Institut für experimentelle Physik wechselte. Dort, gerade einmal 27 Jahre zählend, promovierte er wiederum mit Auszeichnung bei Anton Zeilinger zum Thema „Verschränkung und Nicht-Lokalität von Multi-Photonen-Systemen“.



Seit nunmehr zwei Jahren arbeitet Philip Walther als Post-Doktorand an der Harvard University, wo er das Feld der Quantenoptik und der Quanteninformation äußerst erfolgreich bearbeitet. Hochrangige wissenschaftliche Publikationen säumen seinen wissenschaftlichen Werdegang. Philip Walther verstärkt nicht nur die Fraktion der Personen in der Jungen Akademie, deren Vor- und Nachnamen man beliebig verwechseln kann, sondern sicher auch die kleine Kommune von Quantenphysikern, die jüngst, sozusagen zur rechten Zeit, die AG „Grenzen der Quantentheorie“ gegründet hat.

Veranstaltungen

■ 28.02. – 09.03.2008

HUM – Die Kunst des Sammelns. Ein taxomanischer Parcours von Julian Klein/*a rose is* durch die nicht-öffentlichen Forschungssammlungen des Naturkundemuseums der Humboldt-Universität
 Veranstalter: KlangQuadrat – büro für kunst :: musik in Zusammenarbeit mit dem Museum für Naturkunde, Berlin und MaerzMusik | Berliner Festspiele
 Ort: Museum für Naturkunde, Berlin



Fotos: Daniel Fläschar

■ 21.04.2008

Podiumsdiskussion
 „Zukunft von Forschungsratings“
 Veranstalter: AG Wissenschaftspolitik in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)
 Ort: WZB, Berlin

■ 10.04. – 12.04.2008

Transdisziplinärer Workshop
 „Information, Control and Communication“
 Veranstalter: AG Information
 Ort: Harnack-Haus, Berlin

■ 13.05. – 16.05.2008

British-German Frontiers of Science Symposium
 Veranstalter: Die Junge Akademie in Kooperation mit der Royal Society, London, und der Alexander von Humboldt-Stiftung
 Ort: Steigenberger Hotel Sanssouci, Potsdam

■ 28.04. – 30.04.2008

Workshop „Frontiers of Quantum Theory: Reality and Randomness“
 Veranstalter: AG Grenzen der Quantentheorie
 Ort: Harnack-Haus, Berlin



Collage: Cord Müller, unter Verwendung einer Fotografie aus der Sammlung Heiko Burkhardt

■ 05.07.2008

Festveranstaltung und Sommerfest der Jungen Akademie mit Urkundenverleihung an zehn neue Mitglieder, Preisverleihung an die Gewinner der Preisfrage 2007 und Bekanntgabe der Preisfrage 2008
 Veranstalter: Die Junge Akademie
 Ort: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin

Neue Publikationen – eine Auswahl

AG MANIEREN!

- **Vec, M. u. a. (Hrsg.):**
Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten. München, C. H. Beck, erscheint im Februar 2008 als neu aufgelegtes Taschenbuch in der Beck'schen Reihe



Abb.: +malsy, Willich, unter Verwendung eines Motivs von kunst-oder-reklame.de

AG OTHER MINDS

- **Schubotz, R. (Hrsg.):**
Other Minds. Die Gedanken und Gefühle anderer. Paderborn, mentis Verlag, erscheint im Frühjahr 2008

AG WASSER

- **Die Junge Akademie, EMU – Experimentelle Musik Universität Ulm, Musiklabor München (Hrsg.):**
Wasser – kann man Wolken hören?
12 Audifkate, CD mit Begleitheft

Zu beziehen über: www.uni-ulm.de/emu



Foto: Thomas Koop

Impressum

Herausgeber

Die Junge Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina
www.diejungeakademie.de

Redaktionsteam

Elisabeth Hamacher,
Tobias Jentsch, Julian Klein,
Thomas Koop, Martin von
Koppenfels, Jörg Müssig,
Melanie Schnell, Ricarda Schubotz

Redaktion

Trio MedienService
Uschi Heidel (verantwortlich),
Isabell Lisberg-Haag
www.trio-medien.de

Titelfoto

Ono Ludwig
www.ono-ludwig.de

Fotonachweise

Seiten 2, 3, 4, 5, 6,
7, 8, 9, 14/15, 17, 18
und 19: Ono Ludwig

Gestaltung, Satz & Titel
designcortex :: berlin
Jens Silberberg
www.designcortex.de

Druck

Königsdruck GmbH, Berlin
www.koenigsdruck.de

Auflage

3.000

Januar 2008 © Die Junge Akademie

ISSN 1863-0367

Die **Junge Akademie** an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina ist ein Projekt der beiden ältesten Wissenschaftsakademien Deutschlands.

Ihre Mitglieder sind junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, die sich dem interdisziplinären wissenschaftlichen Diskurs widmen und sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft engagieren. Jedes Jahr werden zehn Mitglieder für fünf Jahre hinzugewählt.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Jägerstraße 22/23 · 10117 Berlin
Telefon +49 30 20 37 06 50
Telefax +49 30 20 37 06 80
office@diejungeakademie.de
www.diejungeakademie.de